

Predigt über Epheser 2, 14. 17-22

5. Juni 2016 – 2. Sonntag nach Trinitatis – Marktkirche Hannover

¹⁴ Christus ist unser Friede, der aus beiden eines gemacht hat und den Zaun abgebrochen hat, der dazwischen war, nämlich die Feindschaft.

¹⁷ Und er ist gekommen und hat im Evangelium Frieden verkündigt euch, die ihr fern wart, und Frieden denen, die nahe waren.

¹⁸ Denn durch ihn haben wir alle beide in einem Geist den Zugang zum Vater.

¹⁹ So seid ihr nun nicht mehr Gäste und Fremdlinge, sondern Mitbürger der Heiligen und Gottes Haus-genossen,

²⁰ erbaut auf den Grund der Apostel und Propheten, da Jesus Christus der Eckstein ist,

²¹ auf welchem der ganze Bau ineinandergefügt wächst zu einem heiligen Tempel in dem Herrn.

²² Durch ihn werdet auch ihr miterbaut zu einer Wohnung Gottes im Geist.

Liebe Gemeinde!

„So seid ihr nun nicht mehr Gäste und Fremdlinge ...“ Ich liebe diesen Text! Er zeigt ein so liebenswürdiges, ein so sympathisches Gesicht unseres Glaubens; er ist Evangelium in Reinkultur, wenn man das überhaupt so sagen darf. Ein Text mit gewissermaßen ausgebreiteten Armen und ein weit- und warmherziger Zuspruch für alle, die sich nicht sicher sind, wohin sie gehören!

Für die Christen in Ephesus galt das offenbar, und es mag uns ja trösten, dass Glaubenskämpfe und kleingeistige Unterscheidungen – „ihr gehört nicht dazu, ihr seid Zugereiste!“ – von Anfang an auch zum Christentum gehört haben. Wie übrigens auch zum Judentum, denn der Zaun, den Christus abgebrochen hat, das war ein Gitter im Tempel von Jerusalem, das den sogenannten Heiden, den Gojim, bei erheblichen Strafen verbot, ins Innere des Tempels zu gehen. Der Epheserbrief beleuchtet also die Situation zwischen denen, die aus dem Judentum kamen und Christen wurden, und denen, die aus einer anderen antiken Religion zum Christentum gekommen waren. Eitel Sonnenschein war was anderes! Christus hat allen gleichermaßen den Zugang zum Vater eröffnet. Es gibt keine religiösen Vorleistungen und keine Privilegien, keine Stammplätze wie beim Seniorenkaffee. Alle sind gleich, und der Nachsatz lautet nicht wie in der „Farm der Tiere“ von George Orwell: „Aber einige sind gleicher“.

Das ist die Ausgangslage. Von ihr ausgehend entwickelt der Schreiber des Briefes dieses wunderbare Bild vom Bau, in dem alle wohnen dürfen. Ihr seid nun nicht mehr Gäste und Fremdlinge: Gäste klingt doch eigentlich gut. Ja, schon, und das Gastrecht galt in vielen Völkern und Kulturen als heiliges Recht. Dennoch: Gäste sind nur auf Zeit willkommen. Irgendwann

müssen sie wieder gehen. Über Gäste, die zu lange bleiben, sagen die Japaner: „Das ist ein Mensch mit einem langen Hintern.“ Und Fremdlinge: das waren eigentlich immer und überall die Bürger zweiter Klasse, eben: die Zugereisten, die auch nach 40 Jahren noch nicht wirklich dazu gehörten. Haus- und Wohnrecht, gar volles Bürgerrecht sah anders aus. Duldung war das höchste der Gefühle.

Die Vision des Epheserbriefes - und das ist eine! - hat eine andere Vorstellung von einem Haus und einer Wohnung, in der Gott selbst wohnen möchte, denn so heißt es im letzten Vers: ***Durch ihn werdet auch ihr miterbaut zu einer Wohnung Gottes im Geist.***

Liebe Gemeinde, das wäre eine interessante und vielleicht den ganzen Text erschließende Frage: Wie müsste eigentlich eine Glaubensgemeinschaft beschaffen sein, in der Gott selber gerne zu Hause wäre? Wir denken ja meist irgendwie andersherum und gehen von uns selbst aus: wir als das Stammpersonal der Kirche, als die Alteingesessenen und von Hause aus, sozusagen geborene Vollbürger: wie viele ‚Zugereiste‘ könnten und wollten wir ertragen? Wann wäre der Zeitpunkt gekommen, wo wir uns in unserem eigenen Haus nicht mehr zu Hause fühlen?

Ich habe absichtlich im Konjunktiv gesprochen. Ich glaube nämlich nicht, dass wir heute, im Jahre 2016, diesen schönen Text aus dem Epheserbrief so auslegen können, als hätten wir auch heute noch wesentliche Probleme im jüdisch-christlichen Dialog oder als wären die Differenzen etwa mit unseren katholischen Glaubensgeschwistern noch genau so tiefgreifend und letztlich unüberbrückbar, wie sie es zur Zeit Martin Luthers waren. Die theologischen Differenzen mögen immer noch tiefgreifend sein, aber im Zusammenleben der Konfessionen sind so viele Brücken gebaut worden, dass wir inzwischen gut zueinander kommen und miteinander leben können.

Nein, die Frage lautet heute, im Jahre 2016, anders, und ich denke, das ist uns allen bewusst. Sie lautet vielleicht so: was sagen wir als Christinnen und Christen den Menschen in diesem Land als Botschaft des Evangeliums für heute in Anbetracht der Tatsache, dass offenbar viele Menschen außerhalb, aber auch in unserer Kirche das Gefühl haben, im eigenen Land nicht mehr zu Hause zu sein? Und, um das Bild des Textes aufzugreifen: wie muss denn heute und morgen das Haus beschaffen sein, in dem Gott selber gerne zu Hause nicht nur wäre, sondern ist? Ein Haus also, das dem Geist Gottes entspricht? Und ein Haus, das Christus zum Grund- und Eckstein hat und das nach wie vor auf dem Fundament derer steht, die den Glauben an unsere Vorfahren weitergegeben haben? Wie muss ein Haus aussehen, in dem es eine Hausgenossenschaft aller im Geist Gottes gibt?

Natürlich sind das keine rhetorischen Fragen, die ich jetzt alle beantworten werde. Ich merke nur: wenn wir diesen Text ernst nehmen wollen, dann können wir ihn heute nicht mehr nur binnenkirchlich oder im Rahmen unseres vertrauten jüdisch-christlichen Koordinatensystems verstehen. Unser Horizont ist heute um ein Vielfaches weiter als der Horizont der Menschen vor zweitausend und mehr Jahren. Also müssen wir heute und morgen auch lernen, größer zu denken, großräumiger zu glauben und großräumiger Kirche zu sein, als wir es bisher waren. Und das alles so, dass das Evangelium in seiner Leben wirkenden und Frieden stiftenden Kraft erhalten bleibt.

Größer denken lernen. Gott größer denken lernen. Wir sind übrigens nicht die ersten, die das tun müssen. Israel selbst ist da Vorbild. Als die Katastrophe der Jahre 597 und 589 vor Christus über Israel hereinbrach; als das Land als politische Einheit praktisch aufhörte zu existieren; als der Tempel als Zentrum des Glaubens zerstört wurde und die Oberschicht des Landes nach Babylon deportiert wurde, da stellte der Prophet Hesekiel die Frage, ob der Gott Israels eigentlich auch in der Fremde bei seinem Volk sein würde, dem er doch die Bundestreue geschworen hatte. Hesekiel erfuhr als ein Wort Gottes ein klares Ja: Ja, ich, der Gott Israels, gehe mit meinem Volk und werde auch in der Fremde ihr Gott sein. Und 70 Jahre später, als der Prophet, den wir Deuterojesaja nennen, sich zu Wort meldet, bringt er als erster zum Ausdruck, dass der Gott Israels zugleich ein Schöpfer und Herr der Welt ist. Eine Entgrenzung des Glaubens hat stattgefunden.

Und eine Entgrenzung unseres Glaubens hat auch stattgefunden, als der Apostel Paulus und die anderen Apostel den Überschritt wagten von Jerusalem in den Bereich der sogenannten Heiden. Martin Luther wollte keine neue Kirche gründen, sondern die bestehende Kirche reformieren. Und doch ist erst dadurch, dass er die engen Grenzen der damaligen Kirche überschritt, etwas Neues entstanden. Entgrenzungen und Überschritte sind von Zeit zu Zeit notwendig, damit Glaube lebendig und wirkmächtig, dynamisch bleibt.

Auf zwei Punkte in diesem Text möchte ich unser Augenmerk richten.

Der erste Punkt: Der ganze Bau wächst, heißt es. Wächst zu einem heiligen Tempel in dem Herrn. Das bedeutet: dieser Bau ist nicht fertig. Unsere Kirchen, diese wunderbaren und vielgeliebten steinernen Zeugnisse des christlichen Glaubens, sind in ihrer ‚Steinhaftigkeit‘ auch verführerisch: sie erwecken leicht den Eindruck, nicht nur sie als Bauwerke, sondern auch der christliche Glaube sei unwandelbar und genau so, wie wir ihn kennen und lieben, für die Ewigkeit gemacht. Natürlich weiß der Kopf, dass das nicht ganz stimmen kann: wir wissen doch, wie sehr sich durch die Jahrhunderte sowohl die Kirchenbauten als auch der Glaube gewandelt hat. Das weiß der Kopf. Der Bauch oder die Seele weiß und will etwas anderes: sie möchte, dass das, was wir in der

Frühzeit unseres Lebens als ein Zuhause erlebt haben, nach Möglichkeit so bleibt, wie es war. Ein Zuhause, eine Zuflucht, zu der wir immer zurückkehren können, wenn uns danach ist.

Diesem Bedürfnis nach Kontinuität und Heimat steht entgegen, was der Epheserbrief sagt und was wir auch wissen: der ganze Bau wächst. Das heißt: er verändert sich, denn er ist lebendig, weil er aus lebendigen Menschen besteht. Und wenn schon unsere steinernen Bauten sich verändern, wie viel mehr ein Bau, der aus Menschen besteht. – Wie sehr übrigens dieser Bau, unsere Marktkirche, sich im Lauf der Jahrhunderte verändert hat, davon bekommt man einen Eindruck, wenn man die Bilder betrachtet, die dort drüben, im Nordschiff an der Wand hängen. –

Dass der Bau wächst, bedeutet übrigens nicht, dass alles immer größer und mächtiger wird. Der Bau kann auch mal schrumpfen. Das erleben wir gerade, und es tut weh. Existenzangst stellt sich ein – und Abwehr verstärkt sich gegenüber allem, was uns in Frage stellt oder mehr Wachstum zu haben scheint als diese christlichen Kirchen im alten Europa. Was kann jetzt Entgrenzung bedeuten? Ist sie überhaupt richtig? Müssen wir nicht die Grenzen klarer benennen, uns auf uns selbst besinnen und Grenzen sogar eher verstärken, genau so, wie es einige Länder in Europa tun?

Ich komme zum zweiten Punkt im Text. Er steht ganz am Anfang und ist eigentlich der Auftakt und Grund für alles, was dann folgt:

Christus ist unser Friede, der aus beiden eines gemacht hat und den Zaun abgebrochen hat, der dazwischen war, nämlich die Feindschaft.

Das Gitterwerk im Tempel von Jerusalem, das Juden und Heiden voneinander trennte, ist hier als Bild für das Werk Christi gebraucht. Ich bleibe bei diesem Bild. Zäune sind alltäglich. Sie umgeben unsere Häuser. Sie begrenzen die Weiden auf dem Land. Sie sind Trennlinien und schaffen Klarheit: meins und deins. Privater Bereich – öffentlicher Bereich. Zäune schützen auch, und sie befrieden, weil sie Besitzverhältnisse regeln. Und natürlich sind Zäune auch Symbole dafür, dass man miteinander nichts zu tun haben will. Und Zäune können so hoch sein, dass man einander gar nicht mehr wahrnimmt. Hinter seinem Zaun kann jeder sicher für sich sein und für sich leben.

Was passiert aber, wenn ein hoher, ein ziemlich undurchsichtiger und undurchdringlicher Zaun abgebrochen wird? Plötzlich ist da nichts, wo immer etwas war. Vielleicht wird man irgendwann genießen, dass der Blick weiter geworden ist, zunächst aber ist man verunsichert. Und: plötzlich sieht man, wer da drüben wohnt und lebt. Man lebte ja ganz gut mit dem Bild, das man sich voneinander gemacht hatte. Plötzlich sind da lebendige Menschen, und meist, fast immer, sind sie anders als meine Vorstellung von ihnen. Und noch bedrohlicher: sie sind nah. Hinterm Zaun konnte ich mir doch irgendwie einbilden, am Zaun höre die Welt mehr

oder weniger auf. Ja, klar: man weiß, dass es da auch noch Menschen gibt auf der anderen Seite, aber wirklich real waren sie nicht. Phantome. Und ohne den Zaun sind sie plötzlich nah und real. Und ihre Probleme auch.

Christus ist unser Friede, der den Zaun abgebrochen hat, heißt es. In seinem Namen und im Vertrauen auf ihn nach einem Frieden suchen, der den Zaun der Feindschaft überwindet: das dauert! Die vielbeschworene und inzwischen auch vielgeschmähte Willkommenskultur ist gut gemeint, aber vielleicht im Augenblick noch zu kurzatmig gedacht. Weil sich in vielen Köpfen vielleicht doch die leise Hoffnung festgesetzt hat, dass irgendwann die Zäune wieder stehen und alles ist wie früher. Dieser ganze mühsame Weg des Lebens ohne den schützenden Zaun hat aber wohl gerade erst angefangen.

Größer denken lernen. Gott größer denken, habe ich am Anfang gesagt. Das Haus, in dem Gott gerne zu Hause ist: es kann heute nur so gedacht werden, dass es diese ganze Welt umfasst. Dann wären alle nicht mehr nur Gäste und Fremdlinge, sondern Mitbürger der Heiligen – gemeint sind die Christen – und Gottes Hausgenossen. Die Welt, die Erde als Haus Gottes: dafür hat jemand den Begriff „Ökonomie“ geprägt. Nach der Ökonomie und der Ökologie jetzt also die Ökonomie! Deren Aufgabe wäre es darüber nachzudenken, wie diese Welt zu einem Ort werden kann, an dem Gott gerne zu Hause ist.

Dass Gott in dieser Welt zu Hause ist, auch jetzt, davon bin ich überzeugt. Er ist auf den Müllkippen der Megastädte und auf den löchrigen Booten, auf denen sich Flüchtlinge notgedrungen aufs offene Meer wagen, und oft genug in den Tod. Er ist auch bei uns: vielleicht am Raschplatz, wo sich die aufhalten, die keinen Weg mehr wissen. Er ist da, wo gelitten wird; auch das wissen wir seit Christus. Zu Hause in der Welt, wie sie ist, ja. Aber gerne zu Hause? Daran fehlt es, uns und ihm. Wo nämlich unser Gott gerne zu Hause ist, da ist auch für den Menschen ein guter Ort zum Leben, ein Zuhause. Dass unser Gott ein Gott der Liebe und des Friedens sein will, ein Vater der Barmherzigkeit, das erkennen wir an Jesus Christus. Wir teilen diese Vorstellung von Gott durchaus mit anderen Religionen. Die Frage ist eigentlich immer nur: wo stehen die Zäune? Unsere und die der anderen? Können wir es aushalten, Zäune abzubauen und einander ins Gesicht und vielleicht sogar ins Herz zu sehen? Nicht gleich, nicht morgen, aber doch in einer realistischen Zukunft?

So seid ihr nun nicht mehr Gäste und Fremdlinge ... Es tut Not, den großen Atem des Evangeliums zu spüren. Es geht nicht mehr, wie zur Zeit des Epheserbriefes, um unsere Fremdlingsschaft und unseren Gaststatus auf Zeit. Es ist an der Zeit, das wir lernen größer zu denken und diesen Satz anderen zu sagen. Denn: Wo Liebe wohnt, da wohnt Gott. Amen

Oda-Gebbine Holze-Stäblein

